

Zeitschrift: Die Vorkämpferin : verficht die Interessen der arbeitenden Frauen
Herausgeber: Frauenkommission der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz
Band: 15 (1920)
Heft: 1

Artikel: Kriegsbeschädigte - Kriegsgefangen
Autor: A. E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-351939>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

protestantische Glaube gepredigt, in den vielen Bethäusern, Kapellen, Vereinshäusern in den verschiedensten Nuancen ein mehr oder weniger strenger oder lax-aufgeklärter Glaube verkündet und gefordert. In Tagblättern, Anzeigen und besondern Einladungen werden religiöse Vorträge über „Dunkle Wege des gerechten Sieges“, „Die Gemeinschaft im Geist“, „Die neue Gerechtigkeit“, „Vollkommene Freude als kostliches Heilmittel“, „Inneres Leben und äußere Wirkung“ angekündigt. Und wenn man hingehst — so trifft man in all den Sektionen vor allem Arbeiter und Arbeiterinnen; vorwiegend allerdings das weibliche Geschlecht. — Die Damen und guten Bürgerinnen gehen ins Konzert und ins Theater, die Halbwelterinnen ins Café, Bars, Kino-Restaurants, und die Dienstmädchen aller Art auf den Tanz, geplagte Mütter sitzen daheim und stopfen Strümpfe, und nur die klassenbewussten wenigen Genossinnen nehmen an den Versammlungen der Arbeiterbewegung teil.

Welches ist nun der echte, der wahre Glaube, d. h. wo schöpfen die Menschen, bewußt oder unbewußt, ihre sittlichen Anschauungen in letzter Instanz aus den praktischen Verhältnissen, in denen ihre Klassenlage begründet ist? Man wird vorschnell vielleicht antworten: die Genossen und Genossinnen! Aber dem ist nicht so. Jene andern, die „dunkle Wege eines „gerechten“ Sieges“ anpreisen, die wohl eine Gemeinschaft im Geist, aber ja nicht im Wirtschaftsleben predigen, die mit dem innern Leben und äußeren Wirkung die Wahrheit auf den Kopf stellen, hängen ihrem Klassenkampf eine scheinheilige Etikette um, und Händefalten und Augenverdreher sind Masken, hinter denen Geldgier oder anderes lauert.

Sie verstehen es aber ausgezeichnet, anderen ihre Scheinmoral aufzuzwingen, indem sie den Prophetenmantel umhängen und „endgültige Moral“, die „ewige Gerechtigkeit“ fix und fertig den Gläubigen vortragen, heimgehen und das Gegenteil von dem tun, was sie von andern verlangen. Das ist schon so tausend und tausendmal dagewesen, daß man sich nur wundern muß, daß es immer wieder genug Gläubige hat, die Augen haben und sehen nicht, sowohl im vom Bolshevismus durchseuchten Zürich wie im industriellen Winterthur, im „roten“ Bern wie im steinreichen Basel, im fabrikireichen Töftal wie im Seetal, Sihltal, im Tessin und in der Waadt, trotz der Sozialdemokraten.

Wie viele hoffen und glauben, Wilson sei der Welt-erlöser, der Friedensengel! Die Propagandakommission für den Bölkerbund sucht den Glauben auch in unserem Volke zu wecken und zu stärken, als könnte „unser Vaterland“ nur in dieser Versicherungsgesellschaft gegen den Bolshevismus weiter bestehen und gedeihen, und findet gläubige Nachbeter, und die Ungläubigen werden, wie zu jeder Zeit, als Pecker in Acht und Vamm erklärt. Man glaubte an die Neutralität, auch als die Oberstenaffäre und andere Geschichten das Gegenteil bewiesen; man glaubte, das Schweizer Militär sei zur Bewachung und Verteidigung des ganzen Landes aufgeboten, selbst noch als es mehrmals von der Grenze weg gegen den inneren Feind kommandiert wurde; man glaubte, die Industriearone könnten der Arbeiterschaft keine höheren Löhne bezahlen, weil sie selbst die Rohstoffe usw. teuer zu stehen kommen und derweil konnten sie immer mehr Abschreibungen machen, große Dividenden an ihre Aktionäre auszahnen und stillen Reserven anlegen. Man glaubt, in Österreich und Deutschland sei Hungersnot, und weiß, daß die reichen Herrschaften einen Luxus entfalten wie noch nie und alles haben können. Man glaubt, die Bolschewiki in Russland haben nur gemordet und durch ihr Schreckensregiment alles zugrunde gerichtet, und derweilen fürchten die Herrschaften, wenn der Westen die Wahrheit über Russland unter der Sovjetherrschaft erfährt, dann würde viel schneller als bei der dauernden Absperrung der Bolschewismus sich verbreiten. Man glaubt, infolge der hohen Arbeitslöhne sei überall eine so enorme Teuerung.

Jede und jeder kann aber wissen, wie durch Samsterei, Ausfuhr und durch Wucherpreise die Lebensmittel und Bedarfssartikel künstlich in die Höhe getrieben wurden. Die Patrioten geben die Milch lieber den Kühen, Ochsen und Schweinen als den Menschen, und dennoch wird ihnen geglaubt, wenn sie versichern, die Milchknappheit habe ihre Ursache im Buttermangel, wenn schon sofort nach einem neuen Aufschlag wieder genügend oder Milch im Überfluß da ist. Auf dem Land wird über die Trägheit und Arbeitsscheu der Fabrikarbeiterchaft gewettet und verkündet, die Arbeitslosen fänden schon Arbeit, wenn sie wollten, und jede Schauermär, sie mag noch so dick aufgetragen sein, findet Gläubige, die es weiter tragen als „ewige, traurige Wahrheit.“

Also von Glaubenschwund keine Spur! Auch innerhalb der Gewerkschafts-, Partei- und Genossenschaftsorganisation wird in gutem „Treu und Glauben“ gesprochen und gehandelt und politisiert; daran darf und wird niemand zweifeln. Gibt es hier und da einen „Umfall“, gleich tauchen neue Gestirne auf, und man hofft alles, glaubt alles, duldet alles, erträgt alles; aber der Glaube macht dennoch nicht selig, die Erlösung bleibt aus.

Nur etwas wollen die Arbeiter und Arbeiterinnen nicht glauben daß sie selbst ihre eigenen Befreier sein müssen. Zu allem andern haben sie immer, trotz stets wiederkehrender Enttäuschungen, Vertrauen, nur zu sich selbst und ihresgleichen nicht. Von andern, von oben, erwarten sie Wunder und von sich selbst — nichts. Den Glauben an das eigene Können, das Vertrauen zu der Klasse, der Arbeiter, die alle Werte schaffen, gilt es zu stärken, den Glauben an die Arbeiterklasse als Kulturräger gilt es zu beleben, den Glauben, daß eine über den Klassengegenrägen und über der Erinnerung an sie stehende, wirklich menschliche Moral erst möglich ist auf einer Gesellschaftsstufe, die den Klassenkontrakt nicht nur überwunden, sondern auch für die Praxis des Lebens vergessen hat, diesen Glauben gilt es zu verbreiten.



Kriegsbeschädigte — Kriegsgefangene.*)

Der Besuch eines Gefangeneneagers bietet nichts Erfreuliches, dennoch habe ich mir so einen Unglücksort angesehen. Ein viele Meilen großes Flachland mit ca. 400 riesengroßen Baracken, weit auseinanderliegend. Berechnet ist das Lager für ca. 30—40,000 Gefangene und in der Blütezeit dieses Krieges war auch das Lager mit Gefangenen überfüllt. Zur Zeit, als ich hinkam, waren nur ca. 1500 Mann dort. Ich bekam vom Kommandanten die Erlaubnis, die Gefangenen zu besuchen. Als ich zu ihnen kam, umringten mich diese vielen zerlumpten Soldaten und fragten in größter Erregung, ob ich ihnen endlich Nachricht bringe, daß sie heimdürften? Ich war im ersten Moment ganz erstaunt; ich glaubte die Leute ruhiger zu finden, denn es hieß damals wirklich allgemein, sie würden in einigen Tagen heimkehren und — kamen sie auch bald nach Hause. Lange dauerte die Gefangenschaft dieser Soldaten nicht, ca. 2 Monate, doch ihre Ungebuld war größer als bei solchen, die jahrelang in Gefangenschaft waren, und zwar aus dem Grunde, weil sie schon den furchtbar langen Krieg durchgemacht haben. Kein

*) Ein früheres Mitglied unserer Organisation stellt uns vorstehende Schilderung zur Verfügung. Sie hat um so mehr Interesse für uns, da heute mehr wie ein Jahr nach Friedensschluß die unglücklichen Opfer zu Hunderttausenden als Kriegsgefangene weit von ihrer Heimat, ihrer Familie oben geschildertes Elend durchmachen müssen. Man schämt sich nicht das Weihnachtsevangelium von allen Kanzeln in der ganzen Christenheit zu verkünden und lädt Menschen, sogenannte Ebenbilder Gottes, mehr wie elendiglich zugrunde gehen. Selbst Nero war barmherziger, er ließ die Menschen im alten Rom grausam, aber rasch sterben; heute werden sie während Jahren auf das Qualvollste zutode gemartert. Vom Säugling bis zum Greise.

ganzes Kleidungsstück hatten sie auf dem Leibe, keine Wäsche, keine Seife, kein Bad, nichts. Als mich die Soldaten in zehnsachem Kreise umringten, konnte ich kaum Atem schöpfen, solch ein Geruch strömte aus diesen schmutzigen Menschenleibern. Ich wollte ihnen vom Frieden sprechen, von Menschenliebe, nichts von alledem, sie schimpften auf ihre vermeintlichen Feinde, sie würden jeden ermorden, jedem die Augen ausstechen. Man habe ihnen Bilder gezeigt von Soldaten, Kameraden, denen die Augen ausgestochen waren, der Bauch aufgeschlitzt und mit Stroh gestopft. Sie wollen ihre so verstümmelten Kameraden rächen. Ich sagte ihnen, solche Bilder würden auch ihren Feinden gezeigt, wo ihr angeblich auch ähnliche Greuel verübt hätten. Sie sahen mich ganz erstaunt an! Den Trick erfanden alle Kriegsführenden, um ihre Soldaten mordgierig zu machen. Ich sah solche Bilder zur Genüge, auch aufrührerische Reden fanden die Feldherren genug, um ihre Soldaten aufzuheben.

Ich blieb eine Woche in dem Gefangenengelager, bis zu ihrem Austausch. Jeden Tag kam ich zu den Soldaten und jeden Tag ließ sich mit ihnen ruhiger sprechen. Am ersten Tage drohte mir der eine sogar, mich zu ermorden; es werde kein Sahn nach mir krähen. Vor dieser Drohung erschrock ich nicht im geringsten und sagte nur, er solle sich schämen, er, ein kräftiger Mann, sollte doch auch etwas anderes können als nur morden. Ich brachte den Gefangenen jeden Tag etwas mit, Zeitungen, Zigaretten, Nähfaden und Nadeln, denn die Löcher an ihrer Kleidung waren gar zu groß. Jeden Tag wollten einige fliehen, und mit Mühe konnte ich sie von einer Flucht abhalten, denn es waren kurz vorher 8 Mann geflohen und an der Grenze erschossen worden. Nur fort wollten sie, trotz allem; sie wollten und konnten keine lange Gefangenschaft ertragen. Pro Tag bekam jeder Gefangene 600 Gramm gutes Brot, auch erträgliches Essen; die Baracken waren sehr schlecht, durch lange Benutzung alles ruinirt. Arbeit gab es genug, aber es wurde zur Zeit, als ich dort war, niemand gezwungen zu arbeiten.

Als ich eines Morgens meinen Besuch machte, war die Erregung im Lager groß, denn beim Wasserführen wurde ein Soldat vom Wasserfaß erdrückt. Seine Kameraden hatten nun wieder Grund, auf den Feind zu schimpfen, der sie solch schwere Arbeit verrichten lasse. Ich schrieb diesen Unfall einer Ungeschicklichkeit zu. An der Beerdigung dieses

Berunglüdten wollten alle Gefangenen teilnehmen, aber das wollte der Kommandant nicht erlauben, da er nicht genügend Wachpersonal hatte, doch erteilte er für ca. 2—300 Mann die Erlaubnis zum Ausrücken. So gut es ging, machten sich diese Soldaten schön, und im Spitalhof wurde die Leichenzeremonie von zwei Priestern vorgenommen. Ein einbeiniger Gefangener, ein schon älterer Mann, kam auch heran gehumpelt und vor Leid und Verzweiflung stach er sich bei der Leiche ein Messer ins Herz. Er war sofort tot. Einen Tag vorher bot ich dem Unglücklichen Tabak an; er sah mich dabei mit todestraurigen Augen an, die ich nie vergessen werde. Die Aufregung unter den Gefangenen war durch diesen traurigen Vorfall groß. Seite an Seite machte ich dann mit ihnen den Weg zum Friedhof. Dieser Friedhof! Endlose Gräberreihen, mit kleinen Holzkreuzen versehen, die Namen unleserlich. Unendliche Reihen von jungen Menschenleben faulten da unter fremder Erde.

Aus glaubwürdigem Munde wurde mir erzählt, woher das große Sterben unter den Gefangenen kam. Die Regierung schickte zeitweise Schuhe, Kleider und Lebensmittel für die Gefangenen, doch all diese guten Sachen erreichten die Unglücklichen nicht. Alles wurde vom Aufsichtspersonal gestohlen. Es war dies noch zu einer Zeit, wo 10,000 von Gefangenen in den Baracken waren. Kein Mensch nahm sich damals ihrer an. Im Winter wateten diese Menschen barfuß durch tiefen Schnee in die umliegenden Dörfer, bettelnd um einen Bissen Brot. Die Bauern gaben nichts, denn die Regierung strafte jeden, der einen Gefangenen beschenkte. Die Misthaufen durchwühlten die Gefangenen nach etwas Essbarem und die ekelhaftesten Sachen wurden mit Gier verschlungen. Einmal kam ein Waggon vollständig verdorbener Würste an der Station des Lagers an. Der Kommandant befahl, diese Würste sofort zu vergraben. Die Gefangenen gruben diese aus und mit Heißhunger wurde das verdorbene Zeug gefressen. Dutzende der jungen Menschen starben unter den größten Qualen. Der Kommandant befahl nun, die Würste auszugraben und in die Abortschlümpfen zu werfen. Am nächsten Tage erkrankten wieder viele der Armen, und es stellte sich heraus, daß sie auch von der Senkgrube die Würste geholt und gegessen hatten.

Man kann aus diesem einen Vorfall ersehen, was die Gefangenen an Hunger und Entbehrungen aller Art ge-

Aus Märchen der Wirklichkeit.

Von Max im Gorli.

Auf dem kleinen Bahnhofplatz in Genua hat sich ein dichter Volksauslauf versammelt. Es sind vorwiegend Arbeiter, auch viele solid gekleidete, wohlgenährte Personen sind darunter. An der Spitze des Haufens stehen die Mitglieder der städtischen Verwaltung. In der Luft flattert die schwere, kunstvoll mit Seide gestickte Fahne der Stadt und neben ihr glänzen die bunten farbigen Fahnen der Arbeiterorganisationen. Die Quasten, Fransen, Schnüre und die Spitzen der Fahnenstangen glänzen von Gold, die Seide knistert, und wie ein halblaut singender Chor ertönt das Gesumme der feierlich gestimmten Menschenmenge.

Über ihr auf hohem Sockel ragt die schöne Gestalt des Columbus empor, dieses Träumers, der soviel leiden mußte, weil er glaubte, und den Sieg davon trug, weil er glaubte. Auch heute noch schaut er auf die Menschen herab, als wollten seine Marmorlippen sagen:

"Nur die siegen, die da glauben!"

Rings um den Sockel, zu seinen Füßen, haben die Musikanter ihre Messingtrompeten aufgestellt und das Messing glänzt in der Sonne wie pures Gold.

Das schwarze Marmorgebäude des Bahnhofs steht wie ein offener Halbkreis da und hat seine Flügel ausgebreitet, als wollte er die Menschheit umarmen. Aus dem Portal dringt das dumpfe Riechen der Lokomotiven, Kettengeklirr, Gepfeife und Geschrei; auf dem mit heissem Sonnenlicht übergossenen Platz ist es ruhig und drückend heiß. Auf den Balkons und an den Fenstern der Häuser stehen hellgekleidete Frauen mit Blumen in den Händen, festtäglich gepfunte Kindergestalten, die selbst wie Blumen aussehen.

Da pfeift eine Lokomotive, die sich dem Bahnhof nähert. Die Menge gerät in Bewegung. Schwarze Vögeln gleich fliegen einzelne Hüte in die Luft, die Musikanter greifen nach ihren Instrumenten; ein paar ernste ältere Männer treten hervor, wenden sich mit dem Gesicht der Menge zu und sprechen, eifrig mit den Händen fuchtelnd, auf sie ein.

Schwer und langsam weicht die Menge auseinander und läßt einen breiten Ausgang nach der Straße zu frei.

"Wen erwartet man hier?"

"Die Kinder aus Parma."

Dort unten in Parma waren die Arbeiter in Aufstand getreten. Die Unternehmer wollten nicht nachgeben, die Lage der Arbeiter wurde immer schwieriger. Darum haben sie ihre Kinder, die schon vor Hunger zu kränkeln begannen, zu ihren Genossen nach Genua gesandt.

Hinter den Säulengängen des Bahnhofes kommt jetzt eine sonderbare Prozession von kleinen Menschen hervor; sie sind nur halb angekleidet und sehen in ihren Lumpen wie seltsame, zottige Tierchen aus. Sie marschieren zu fünf in einer Reihe, sich fest an den Händen haltend... seltsam, klein, verstaubt und sichtbar ermüdet. Ihre Gesichter sind ernst; aber die Augen erglänzen lebhaft und klar, und als die Musik ihnen zu Ehren den Garibaldimarsch anstimmt, huscht ein fröhliches, zufriedenes Lächeln über diese magern, spitzen, hungrigen Gesichter.

Die Menge begrüßt diese Menschen der Zukunft mit ohrenbetäubendem Geschrei; die Banner neigen sich vor ihnen, die Trompeten schmettern. Die Kinder sind von diesem Empfange ein wenig verwirrt, sie weichen einen Augenblick zurück; aber auf einmal haben sie die Reihen geschlossen, sich zu einem Körper zusammengeballt und Hunderte von Stimmen, die aus einer Kehle zu kommen scheinen, brechen in den Ruf aus:

"Viva Italia!"

sitten haben. Unterdessen feierte das Aufsichtspersonal des Lagers täglich Festessen mit Musik und Tanz. Die Offiziersküchen waren mit allem Guten versehen, was sich nur ein Schlemmermagen wünschen kann. Gleichgültig, mit keiner Miene, keinem Blick nahmen die Herren zur Kenntnis, daß Menschen in ihrer Nähe zu Tausenden zugrunde gingen. Gestohlen, geprägt, versoffen wurde der für die Gefangenen bestimmte Teil. Der Friedhof nahm erbarungsvoll die Unglücklichen auf.

Verschiedenen Nationen gehörten die Toten an; nun lagen sie alle still ohne Mordgedanken, ohne verzweifelte Sehnsucht nach ihrem Heim im Herzen. Ich ging alle Reihen durch, versuchte die verwirrten Namen zu lesen. Auf einmal erscholl der Abschiedsgesang der Gefangenen für ihren Kameraden. Schön und ergreifend in dieser großen Einheit. So schnellig wurde mir, daß ich mich am Fuße des inmitten des Friedhofes stehenden Kreuzes setzen mußte. Dort weinte ich die bittersten Tränen meines Lebens. Wie viele solch endloser Friedhöfe gibt es nun auf der Welt? Traurige Stätten und Zeichen einer Unkultur.

Das große Spital, aus vielen Baracken bestehend, besuchte ich auch oft. Das Spital war gut geleitet und ziemlich sauber in der Nähe eines Waldes. Massenhaft gab es Geschlechtskrank, eine Geißel der Menschheit. Die Kranken kannten mich schon und riefen mir im Vorbeigehen, ich solle sie doch besuchen. In einer anderen Baracke waren Krüppel untergebracht, die versuchten, ihre künstlichen Glieder zu gebrauchen. Auf diese Baracke machte mich ein Mann besonders aufmerksam. Er sagte, diese Menschen seien genesen, können aber nicht entlassen werden, da sie sich zum Teil kaum bewegen können, möchten aber beschäftigt sein und langweilen sich riesig. Auch denen brachte ich Pfeffertopf und Tabak und Zigaretten. Ein Mann, dem die Finger an beiden Händen abgefroren waren, versuchte sich eine Zigarette zu drehen, drei verdarb er und mußte sehen, wie gerne er auch rauchen möchte, er kann nicht, seine heinlosen Kameraden nahmen sich seiner an und stellten ihm eine Zigarette in den Mund. Ich sah eine ziemlich kräftige Gestalt am Tische sitzen, ihr fehlten aber beide Beine, den Mann sah ich dann mal auf seinen beiden Prothesen humpeln. Einem jungen Burschen fehlten beide Arme, auch er hätte gerne geraucht, es ging aber noch weniger als bei dem, der

„Es lebe das junge Parma!“ schreit die Menge, die auf sie zusürzt.

„Giovanni Garibaldi! rufen die Kinder und dringen wie ein grauer Keil in die Menge hinein, um dort zu verschwinden.

In den Fenstern der Hotels, auf den Dächern der Häuser flattern, gleich weißen Bögeln, unzählige Tücher, ein Blumengarten ergiebt sich von dort auf die Köpfe der Menge, fröhliche laute Rufe erklingen.

Alles sieht festtäglich aus, alles lebt auf, selbst der graue Marmor blüht in hellen Farben.

Fahnen flattern, Hüte und Blumen flattern durch die Luft; über den Köpfen der Erwachsenen touchen kleine Kinderköpfe auf, greifen nach den Blumen und begrüßen die Menge. Und alles weit übertönen klingt ununterbrochen der mächtvolle Ruf: „Viva il socialismo!“

Jedes Kind fühlt sich ergriffen, auf die Schulter der Erwachsenen gehoben, von rauhen, schnauzbärtigen Männern an die Brust gedrückt. Die Musik ist bei dem allgemeinen Lärm, dem Lachen und Schreien kaum noch zu hören.

Man sieht Frauen durch die Menge schwirren, die die übriggebliebenen Kinder an sich nehmen wollen. Man hört sie rufen:

„Sie nehmen zwei, Annita?“

„Ja, Sie auch?“

„Und eins für die lahme Marguerita...“

Nebenall begegnete man fröhlich erregten, festtäglichen Gesichtern, feuchten, freundlichen Augen. Hier und da sieht man die Kinder der Streikenden bereits ein Stück Brot kaufen.

„In unserer Zeit dachte man nicht an so etwas!“ sagt ein Greis mit einer Vogelnase und einer schwarzen Zigarre im Munde.

„Und wie einfach ist es doch!“

die abgefrorenen Finger hatte. Ich verschaffte dem Armlosen eine Zigarettenspitze und glücklich hielt er sie dann im Mund. Nächtelang lag ich schlaflos, immer das Bild dieser unglücklichen Menschen vor Augen. Bedauernswerte Menschen waren auch in diesem riesigen Barackenlager, die vielen Tausende von Flüchtlingen und Internierten. An einem Tage allein kamen aus Deutschland 54 Waggons Unglückliche an, die der freundliche Staat ausgewiesen hatte. Kann man das schildern, den Zug der Mütter und Kinder, die abgehärmten Männer, ausgehungerte Skelette, mit Bündeln ihrer armelosen Habe belastet. An manchem Mutterrock hingen 5–6 blaße Kindergefüle und wie sah die Mutter aus? Kann man das beschreiben? Welch elendes Heim erwartete sie alle da? In Baracken zusammengeperst, kaum einen Bissen zum Essen, inmitten eines unglücklichen Landes. Dort hatte ich eine Vision, ich sah einen hilfsbereiten Staat, der nicht nur Milliarden für Kriegszwecke ausgibt, der auch für Kriegsgehäutigte sorgen kann, der inmitten einer herrlichen Landschaft für diese gequälten Menschen eine Heimstätte gründet. Diese Menschen würden arbeiten, pflügen, säen, ernten, Werte schaffen für alle möglichen Industrien und um großzügige Landwirtschaft zu betreiben. Es ist Holz, es gibt Baumaterial, im franken Europa frieren und hungern wir und unsere Arbeitskraft geht zugrunde.

M. G.



Wohnungsnot und Genossenschaft.

E. S. Es ist 4 Uhr. Die Kinder meiner Klasse verlassen das Schulzimmer. Ich schicke mich an, einige Hausbesuche bei meinen Schülern zu machen. Wo gehe ich zuerst hin? Wo ist es am dringendsten nötig, das Milien der mir anvertrauten Kinder kennen zu lernen, um ihnen in Beurteilung und Behandlung gerecht zu werden? Sofort sehe ich da die Kleine in der vordersten Bank vor mir, die, obwohl normal begabt, den ganzen Tag nie ihre Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand lenken kann, die in Handarbeit und schriftlicher Arbeit oft plötzlich total versagt, die in ständiger Unerträglichkeit mit ihren Mitschülern sich selbst und die andern fortwährend quält. Bald bin ich im Heim des Kindes. Eine enge Stube mit schmalen Fenstern, die für die vierköpfige Familie der Wohnraum und mit den zwei Betten zugleich der Schlafräum ist. Die beiden andern Zimmer

„Ja, so einfach und so vernünftig!“

Der Alte nimmt die Zigarre aus dem Munde, betrachtet nachdenklich das eine Ende und streift seufzend die Witze ab. Gleich darauf sieht er zwei Kinder aus Parma, offenbar zwei Brüder, neben sich stehen, macht ein grimmiges Gesicht, stülpt den Hut über die Augen und breitet die Arme weit aus. Die Kinder, die ihn erst ganz ernst anblicken, schmiegen sich eng aneinander und weichen mit ängstlichem Gesicht zurück. Der Alte duckt sich plötzlich und fängt laut an zu krähen. Die Kinder lachen fröhlich auf und hüpfen mit den nackten Beinchen auf dem Pfaster herum. Der Alte steht auf, rückt den Hut zurecht und entfernt sich unsicherer Schritte, offenbar in der Meinung, seine Schuldigkeit getan zu haben.

Ein buckliges, grauhaariges Weib mit dem Gesicht einer Hexe und struppigen, grauen Haaren auf dem knochigen Kinn steht am Sockel des Columbusdenkmals, weint und trocknet sich immer wieder die rotgeränderten Augen mit dem Ende eines verblichenen Schals ab. Sie ist häßlich, ihre Hautfarbe ist dunkel, und sie erscheint so seltsam und vereinsamt inmitten dieser freudig erregten Menschenmenge.

Tanzenden Schrittes geht eine schwarzhaarige Genueserin vorüber; sie führt ein siebenjähriges Menschlein mit Holzpantoffeln an den Füßen und einen bis an die Schultern reichenden grauen Hut an der Hand.

Es schüttelt den Kopf um den Hut in den Nacken zu werfen, dieser aber rutscht ihm immer wieder auf seine Nase herab. Die Frau reiht ihm den Hut vom Kopfe und singt laut irgendein Lied, während sie ihn lächelnd in der Luft schwenkt. Der Knabe hat den Kopf zurückgeworfen, er lacht übers ganze Gesicht, sieht sie an, springt dann in die Höhe, greift nach seinem Hute und beide verschwinden in der Menge.

Ein hochgewachsener Mann mit nackten, ungeheuren Armen